

Germanistische Fachbeiträge

# Die (Un-)Ordnung des Diskurses

Beiträge zum Kolloquium „Die (Un-)Ordnung des Diskurses“  
am Institut für Germanistik der Universität Leipzig  
im Sommersemester 2006

Herausgegeben von  
Steffen Pappert

Leipzig 2007

## Inhalt

<b>Vorwort</b>	7
<b>Joachim Scharloth</b> 1968 und die Unordnung in der Sprache: Kommunikationsstrukturelle und sozialstilistische Untersuchungen	11
<b>Frank Hrouda / Thomas Müller</b> Graffiti und der Diskurs der Unordnung	37
<b>Olaf Gätje</b> Das Konzept <i>Antilanguage</i> und der Gruppenstil der RAF im "Info"-System	48
<b>Sebastian Frick</b> Der Erpresserbrief. Zwischen Mündlich- und Schriftlichkeit	67
<b>Björn Carius</b> DIE NPd UND IHRE WELT DER TAUSEND VÖLKER: Anmerkungen zum Nationenverständnis einer rechtsextremen Partei in Deutschland	85
<b>Ralf Günther</b> Das Seelsorgegespräch in der nach "Totalität" strebenden Institution Gefängnis	98
<b>Steffen Pappert</b> Musterhaftigkeit und Informationsgehalt personenbeurteilender Texte des Ministeriums für Staatssicherheit	121

Joachim Scharloth (Zürich)

## 1968 und die Unordnung in der Sprache: Kommunikationsstrukturelle und sozialstilistische Untersuchungen

### 1. Unordnung um 1968 – eine Annäherung

Die 68er waren eine unordentliche Generation – so zumindest scheint es, wenn man die Bilder von Sit-ins und Institutsbesetzungen, aus Kommunen und Kinderläden heute betrachtet. Diese Unordnung zeigte sich zum einen in der Inszenierung des Körpers. Auch Männer trugen die Haare lang und Bärte kamen in Mode. Die junge Generation trug nicht mehr Anzug, weißes Hemd und Krawatte (Grob 1985, 229), sondern farbige, stark gemusterte Hemden mit einem Jackett darüber (Grob 1985, 230) oder kombinierte wild durcheinander Selbstgemachtes und Altes aus dem elterlichen Kleiderschrank zu einer bunten Collage aus allen erdenklichen Farben und Stilen.

Mit der legeren Kleidung wurden auch die Körperhaltungen informeller: Man saß demonstrativ entspannt und legte Füße auf Tische, Sitzflächen und Polster. Das Sitzen auf dem Boden wurde zum Symbol des Protests, wenn es als Sit-in oder Sitzstreik im öffentlichen Raum praktiziert wurde, aber auch zu einem Kennzeichen des Kommunelebens, in denen auf dem Boden liegende Matratzen zum zentralen Möbelstück wurden.<sup>1</sup> Auch das Verhältnis zum Körper der Anderen kam in Unordnung. Gewährte man vorher nur solchen Menschen Zugang zum intimen und persönlichen Raum,<sup>2</sup> die man gut kannte, so wurde die körperliche Nähe, auch gegenüber kaum bekannten Menschen, zu einem Merkmal des Protestmilieus. Das geänderte Distanzverhalten machte die persönliche Schutzzone auch gegenüber Berührungen durchlässiger und ermöglichte neue Beziehungsmuster und neue Formen der Sexualität, die vom Rest der Gesellschaft als sehr unordentliche Verhältnisse empfunden wurden.

Doch nicht nur die Inszenierung des eigenen Körpers und seiner Beziehung zu anderen Körpern, auch die Inszenierung des Massenkörpers wies Merkmale der Unordnung auf. So reichte das Spektrum der Körperhaltungen beim Verfolgen von Vorträgen oder bei der Teilnahme an Diskussionsveranstaltungen und Kongressen vom Stehen und Sitzen bis hin zum Liegen auf Tischen, Stühlen, Bänken oder dem Boden, so dass im Ganzen ein uneinheitliches Bild entstand.<sup>3</sup> Im Vergleich zu den professionell organisierten Demonstrationen von Gewerkschaften wirkten die Demonstrationzüge der APO mit ihren handgeschriebenen Plakaten oder ihrem unkoordinierten Vorpreschen im Laufschrift

<sup>1</sup> Zum Sitzen auf dem Boden vgl. die Fotografien in Ruetz 1997: 46/47, 126/127, 128/129, zum Liegen vgl. ebd.: 154/155, 233, 280.

<sup>2</sup> Als den intimen und persönlichen Raum eines Menschen bezeichnet man die Körperdistanzen zwischen 0 und 75 Zentimetern (vgl. Hall 1976).

<sup>3</sup> Vgl. die Fotos in Ruetz 1997: 61, 122, 123, 140, 141.

oft heterogen.<sup>4</sup> Der Einzelne ließ sich nicht mehr in ein Schema einfügen, fühlte sich nicht an situative Normen gebunden, ließ sich in keine einheitliche Choreographie pressen und so geriet der Massenkörper in Unordnung. Vom Bazillus der Unordnung wurden auch Texte und ihre Gestaltung infiziert. Chaotisch anmutende Mischungen von Handschriftlichem und Gedrucktem, von Text und Bild, von Ornament und Text kamen ebenso in Mode wie die collagenhafte Anordnung der einzelnen Abschnitte eines Textes, die Pluralität von Textrichtungen und farbiges Papier.<sup>5</sup>

Diese Unordnung war aber nicht ausschließlich das Ergebnis eines chaotischen Aktionismus oder einer anarchischen Spontaneität; vielmehr war sie häufig geplant und geschickt in Szene gesetzt. So reflektierten schon Mitte Dezember 1966 die Mitglieder der Kommune I auf einem Flugblatt über Demonstrationsformen:

Einige meinen, dass die Demonstration deswegen daneben ging, weil sie nicht ordentlich genug verlief. Viele haben gemerkt, dass sie noch nicht unordentlich genug war. Die Stärke der Polizei ist die Ordnung, die sie aufrecht erhält. Unsere Stärke ist die Unordnung, die uns beweglich macht. (Flugblatt vom 17.12.1966, abgedruckt in Kommune I 1968.)

Unordnung – das sagt schon das Wort – ist stets bezogen auf eine existierende Ordnung. Als Bewegung mit politischem Anspruch war die Unordnung der 1968er-Bewegung gegen die *herrschende Ordnung* gerichtet, gegen die Institutionen des Staates, gegen sein Gewaltmonopol, gegen seine vermeintlichen Manipulationsmechanismen. So konstatierten die Berliner "Umherschweifenden Haschrebellen" in der Untergrundzeitung "Charlie kaputt": "Erst auf den Trümmern der jetzt bestehenden Ordnung werden die sich schon entwickelnden sozialistischen Keime sprießen können." (Linckel vom 1.5.1968, 7) Als Bewegung mit kulturrevolutionärem Anspruch war die Unordnung, die von den Aktivistinnen und Aktivisten der 1968er-Bewegung ausging, gegen die sog. öffentliche Ordnung gerichtet. Unter dem Terminus "öffentliche Ordnung" verstehen Juristen die Gesamtheit der ungeschriebenen Regeln, deren Befolgung nach den jeweils herrschenden sozialen und ethischen Anschauungen als unerlässliche Voraussetzung eines geordneten menschlichen Zusammenlebens innerhalb eines bestimmten Gebiets angesehen wird. Die Überwachung der öffentlichen Ordnung und die Ahndung von Verstößen gegen sie ist Aufgabe der Polizei, die mit Bußen gegen Ordnungswidrigkeiten vorgehen kann. Aber auch die Universitäten hatten ein eigenes Ordnungsrecht und Disziplinarausschüsse, die Verstöße gegen die "Ordnung des akademischen Lebens" mit Relegation, der Zwangsexmatrikulation der Studierenden, bestrafen konnten.<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Vgl. die Fotos in Ruetz 1997: 69, 78, 82, 87.

<sup>5</sup> Vgl. vor allem Untergrundzeitschriften wie „Linckel“, „Charlie kaputt“ oder den Schweizer „Hotcha“.

<sup>6</sup> Vgl. das Flugblatt "Relegationsverfahren" des ASIA Frankfurt vom 26.3.1969, abgedruckt in Zoller 1969.

Die Inszenierung der Unordnung durch die Aktivistinnen und Aktivisten der 1968er-Bewegung hatte also eine starke sozialsymbolische Komponente. Unordentlich sein war Ausdruck der Rebellion gegen den Staat und die etablierten Zeichensysteme der Gesellschaft. Von dieser Unordnung scheinen auch Sprache und verbale Interaktion betroffen gewesen zu sein: Das Wort "Scheiße" hatte Konjunktur wie viele andere Vulgarismen, man diskutierte leidenschaftlich, redete viel durcheinander und stritt um Mikrofon und Rednerlisten.

Dieser Aufsatz möchte der Frage nachgehen, welche Funktionen die Unordnung in der verbalen Interaktion für die 68er-Bewegung hatte. Dabei fokussiere ich einen Bereich der verbalen Interaktion, der sich besonders dafür eignet, in Unordnung gebracht zu werden: die Kommunikation in institutionellen Kontexten. Auf der Basis des kulturwissenschaftlichen Performanzkonzeptes sollen Vernehmungen vor Untersuchungsausschüssen daraufhin befragt werden, mittels welcher Strategien symbolische Ordnung hinterfragt und lokal außer Kraft gesetzt wurde. Im Anschluss soll gefragt werden, welchen Einfluss diese Inszenierung kommunikativer Unordnung für die Sprachgeschichte der Bundesrepublik hatte. Dabei gehe ich davon aus, dass sich um 1968 ein kommunikativer sozialer Stil ausbildete, der für die linksalternativen Milieus der 1970er und 1980er Jahre prägend werden sollte. Doch zunächst ist es nötig, einen Überblick über die linguistische Forschung zur 1968er-Bewegung zu geben.

## 2. Zum Stand der linguistischen 1968er-Forschung<sup>7</sup>

Die linguistische Forschung zur 1968er-Bewegung operierte lange im Graubereich von Sprachkritik und linguistischer Zeitgeschichte. Zunächst dominierten lexikologische Zugänge, denn es waren offenbar die Wörter der Neuen Linken, die Öffentlichkeit und Wissenschaft als Charakteristikum des Sprachgebrauchs der Bewegung ins Auge fielen. In kurzer Folge erschienen schon 1968 kleinere Büchlein, die die sprachlichen Eigenheiten entweder launig kommentierten oder mit dem ernststen Anspruch auftraten, durch Worterklärungen Diskursmauern überwindbar zu machen und Dialoge zu ermöglichen: Peter Weigts "Revolutionslexikon", Klaus Hofmeisters sprachkritisches "Lieben Sie Establishment?" und Raimund Koplins "Sprachführer durch die Revolution", der in Form und Farbe der Mao-Bibel daherkam. Das erste umfangreiche Wörterbuch zur Sprache der Neuen Linken verfasste 1974 Andreas von Weiss. Seine Zusammenstellung von mehr als 200 *Schlagwörtern der Neuen Linken* will Weiss als Hilfe bei der kritischen Auseinandersetzung mit der politischen Linken verstanden wissen. Diese Hilfe schien wohl auch deshalb nötig, weil der häufige Fremdwortgebrauch als ein wesentliches Merkmal der Sprache der Neuen Linken ausgemacht wurde (vgl. Jäger 1970, Steger 1983, 27 und Moser

<sup>7</sup> Ausführlicher referiert wird die Forschungslage in Scharloth 2007a.

1985, 1696). Fremdwörter aus den Bereichen des (Neo-)Marxismus und der Sozialwissenschaften, insbesondere der Kritischen Theorie, aber auch der Psychologie, seltener aus dem Vokabular der amerikanischen Bürgerrechts- und Studentenbewegung, verdichteten sich in der Wahrnehmung der Zeitgenossen schnell zu einem Soziolekt mit "Erkennungs- und Abgrenzungssymbolik" (Steger 1983, 27; vgl. auch Brunotte 1973, 54). Wegen des häufigen Fremdwortgebrauchs wurde die Sprache der Studentenbewegung polemisch auch "Soziologenchinesisch" (Lhotta 1989, 72) oder "adorniertes Marcuisch" (Jäger 1970, 86) genannt.

In der Folge rückte die Ausbreitung von Sprachgut der Neuen Linken in die Bildungssprache und den öffentlichen Sprachgebrauch in den Fokus linguistischen Interesses. Der Politikwissenschaftler Roland Lhotta konstatierte etwa, dass Wörter aus dem Vokabular der Kritischen Theorie wie 'hinterfragen', 'internalisieren', 'umfunktionieren', 'aufarbeiten', 'relativieren' und 'reflektieren' zeitversetzt in die Bildungssprache übernommen worden seien (vgl. Lhotta 1989, 81). Georg Stötzel und Martin Wengeler (1995) untersuchten die wichtigsten öffentlichen Debatten in der Geschichte der Bundesrepublik und kamen zu dem Ergebnis, dass die 68er-Bewegung und Neue Soziale Bewegungen einen erheblichen Einfluss auf den Sprachgebrauch in den Diskussionen über die nationalsozialistische Vergangenheit, um Terrorismus und Abtreibung hatten. Nicht als Initiator sprachlichen Wandels, aber doch als dessen Beschleuniger können sie in den Feldern der Wirtschaftspolitik, der Bildungspolitik, der Frauenpolitik, der Partnerschafts- und Sexualethik, der Umweltdiskussion und der Entwicklungspolitik gelten.<sup>8</sup>

Neben der Bedeutung für den politischen Wortschatz stand auch bald die Frage nach dem Einfluss der 1968er-Bewegung auf die Sprachkultur der Bundesrepublik im Fokus sprachwissenschaftlichen Interesses. Dabei folgten und folgen die linguistischen und sprachkritischen Antworten den gängigen Narrativen der gesellschaftlichen Debatten über das Gesamtphänomen "1968". Letztere werden von der Frage dominiert, ob die Jahre um 1968 als Wendepunkt oder Episode in der Geschichte der Bundesrepublik gelten können, als erfolgreicher Transformator oder als Irrweg der politischen Kultur. Während etwa Linksintellektuelle wie Jürgen Habermas im Zusammenhang der Studentenbewegung von einer effektiven Widerstandsbewegung gegen eine "Kolonialisierung der Lebenswelt" durch materialistische Werte wie Sicherheit, Stabilität und Wohlstand sprachen (Habermas 1979, 24ff.) und die Wirkung auf die politische Kultur der Bundesrepublik als eine "Fundamentalliberalisierung" beschreiben (Habermas 1988) und andere Autoren die Jahre um 1968 als "glücklich gescheiterte Revolution" (Leggewie 1999) und "widersprüchlichen, aber doch sehr wesentlichen Faktor der bundesrepublikanischen Erfolgsgeschichte" werten (Siegfried 1999, 259), als einen Katalysator für die

<sup>8</sup> Weitere wichtige lexikalische Untersuchungen zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland liegen mit Strauß / Haß / Harras (1989) und für den Zeitraum von 1966-1974 mit Niehr (1993) vor.

Demokratisierungs- und Modernisierungsbestrebungen der Bundesrepublik, ja sogar als ihre "soziokulturelle Neugründung" (Koenen 2001, 9), haben Konservative Intellektuelle den "Mythos der kritischen Generation" (Lübbe 1988, 17ff) in Frage gestellt und die These formuliert, dass sich die Bundesrepublik nicht wegen, sondern "trotz der Studentenrevolte samt allen ihren gewalttätigen und undemokratischen Auswüchsen" (Sontheimer 2001, 34) zu einer normalen und lebendigen westlichen Demokratie entwickelt habe (vgl. auch Sontheimer 1993 und 1999, 102). Zwischen diesen beiden Extrempositionen liegt die These, dass der Antiautoritarismus der 1960er Jahre ein Beförderer der permissiven Gesellschaft war, ganz gleich, ob man diese Entwicklung als Werteverfall sieht oder nicht (Schmidt 2001).

Ähnliche, einander ausschließende Annahmen über die historische Bedeutung der 1968er-Bewegung finden sich auch in der Linguistik. Auch hier wird die Frage, ob 1968 als Zäsur oder Marginalie der bundesrepublikanischen Sprachgeschichte anzusehen sei, sehr unterschiedlich beantwortet. Während einige Sprachgeschichten die Studentenbewegung gar nicht (Stedje 1989) oder allerhöchstens im Kontext der Sprachkritik (Wolff 1999, 230f.) erwähnen, werden die Jahre um 1968 in Untersuchungen zu politischer Sprache und öffentlichem Sprachgebrauch als sprachgeschichtliche Zäsur bezeichnet (Wengeler 1995, 2002 und Stötzel 1995). Doch auch Untersuchungen zur politischen Sprache der Bundesrepublik (Eroms 1989) erwähnen die Studentenbewegung mit keinem Wort.

Es ist in diesem Kontext bemerkenswert, dass die normativen Implikationen sprachkritischer und sprachwissenschaftlicher Untersuchungen sich recht präzise mit den Narrativen decken, die in Feuilleton und Geschichtswissenschaft gepflegt werden. So wurde von Seiten der konservativen Sprachkritik ein Narrativ formiert, das im Sprachgebrauch der Aktivisten eine "Bewusstseinsverengung durch uniformierte Sprache" (Dietz 1975, 27) ausmachte und in der Verbreitung dieses "Jargons" eine Gefahr für die politische Kultur der Bundesrepublik sah. Politiker und Intellektuelle wie Helmut Schelsky, Hans Maier und Kurt Biedenkopf spitzten diese Überlegungen noch auf eine "Sprachherrschaftsthese" hin zu, nach der die linksliberale Regierung auch qua strategischem Sprachgebrauch, etwa durch parteiliches Präzidieren von Wörtern, politische und kulturelle Hegemonie ausübe (vgl. etwa Schelsky 1979 und Wengeler 1995, 389ff.). Auch Sprachwissenschaftler sehen – ähnlich wie die Konservativen Intellektuellen Hermann Lübbe oder Kurt Sontheimer – die sprachlichen Folgen der 1968er-Bewegung eher als eine Fehlentwicklung, denn als einen Gewinn an. So kommt etwa Colin Good zu dem Ergebnis, dass die Sprache der Neuen Linken eher zu einer Einschränkung sprachlicher Handlungsspielräume geführt, denn zu einer Bereicherung der demokratischen Sprachkultur beigetragen habe (vgl. Good 1989, vor allem 20ff.).

Dem Jargonisierungsnarrativ steht in der Linguistik ein Demokratisierungsnarrativ gegenüber, das die Jahre um 1968 – analog zur Demokratisierungs-

und Modernisierungshypothese von Linksintellektuellen – als Wurzel einer demokratischen Sprachkultur konstruiert. So gelten die 1950er und frühen 1960er Jahre als eine formierte Zeit mit einer formierten Gesellschaft, in der unterschiedliche Interessensgruppen ihre Inhalte mit nahezu identischen sprachlichen Mitteln kommunizierten. Mit der 1968er-Bewegung, so Erich Straßner, sei eine "neue Sprache" aufgekommen, deren Neuheit in der "Emotionalisierung altgedienter Begriffe" (Straßner 1992, 245) bestanden habe. Dass Wörter und Begriffe Gegenstand von Reflexion und politischer Debatte waren, wird "als Indikator für eine fortgeschrittene Zivilität und demokratische Kultur in der Gesellschaft" (Wengeler 2002, 1) gewertet. Auch andere Tendenzen wie der Kampf um neue Orte politisch-öffentlicher Diskussion, das Aufsprengen traditioneller Semantiken und Textsortenmuster oder neue kommunikative Stile werden analog zur Liberalisierungsrhetorik zu einer "Befreiung des Wortes" (Kopperschmidt 2001, 111) stilisiert.

Dem geschichts- und sozialwissenschaftlichen Narrativ, demzufolge die Studentenbewegung wesentlicher Motor einer Entwicklung der Bundesrepublik hin zur permissiven Gesellschaft war, korrespondiert ein linguistisches Destandardisierungsnarrativ. Mit dem Konzept der Destandardisierung werden solche Veränderungen innerhalb einer Standardvarietät erfasst, die als vertikale Ausgleichsprozesse zwischen Standard und Substandard beschrieben werden können: die Zunahme der Toleranz gegenüber normabweichenden Varianten und die Verringerung der strukturellen Distanz gegenüber dem Substandard. Parallel zur Herausbildung der permissiven Gesellschaft stellt der Linguist Klaus J. Mattheier fest, dass unter dem Einfluss der 1968er-Bewegung eine Zunahme umgangssprachlicher Formen in der Standardsprache festzustellen sei. Diese "Verumgangssprachlichung" führt er darauf zurück, dass im Zuge der Achtundsechziger-Bewegung neue Bevölkerungsgruppen, insbesondere junge Menschen, öffentlichen Gebrauch von der Standardvarietät gemacht und diese informalisiert hätten (vgl. Mattheier 2001, 82ff.).

Damit sind die Hauptlinien der linguistischen Debatte über die Bedeutung der 1968er-Bewegung für die bundesrepublikanische Sprachgeschichte bezeichnet.<sup>9</sup> Problematisch an dieser Debatte scheint mir, dass hinter den Jargonisierungs- und Demokratisierungsnarrativen und den ihnen korrespondierenden Narrativen linksintellektueller oder konservativer Provenienz über die Bedeutung der 1968er-Bewegung noch immer die Polarisierungskraft der damaligen Ereignisse spürbar ist: Zu unterschiedlich sind die Ergebnisse linguistischer Forschung, als dass dies allein der Quellenauswahl oder der Untersuchungsmethode geschuldet sein könnte. Die öffentliche Debatte über die Bedeutung der 1968er-Bewegung wird immer noch anhand der

<sup>9</sup> Zurzeit werden die geschilderten Forschungsperspektiven durch Zugänge zur Sprachgeschichte der 1968er-Bewegung ergänzt, in denen die verbale Interaktion zentraler Gegenstand ist und als der eigentliche Ort sprachlicher Neuerungen beschrieben wird. Vgl. die Studie zum Diskutieren von Nina Verheyen 2007 und die Publikationen von Joachim Scharoth zur Sozialstilistik und Ritualität der Protestkommunikation.

Oppositionskategorien gut oder schlecht, Erfolg oder Misserfolg, Fortschritt oder Irrweg der politischen Kultur geführt. Die Einordnung wissenschaftlicher Befunde in diese Matrix macht zwar Ergebnisse der Forschung leichter in die Öffentlichkeit kommunizierbar, führt aber zwangsläufig zu Interpretationen, die die Daten überfordern. Dies sei am Beispiel der *political correctness* kurz erläutert, als deren Wurzeln Wengeler (2002) die durch die 1968er-Bewegung hervorgerufene Sprachsensibilität ansieht. *Political correctness* kann einerseits als Zeichen von Zivilität und demokratischer Kultur gedeutet werden, in anderer Perspektive erscheint sie als Sprachzensur. Je nach dem, zu welcher Perspektive man neigt, wird man die Bedeutung der 1968er-Bewegung für die Sprachkultur als Fortschrittsgeschichte oder als Geschichte der Beschränkung des öffentlichen Diskurses erzählen. Wenn sich die Wissenschaft gängiger Bewertungsschemata bedient, verliert sie ihr kritisches Potenzial. Der Ausweg aus diesem kategorialen Prokrustesbett ist die Wahl solcher Kategorien, die keine so starke normative Ladung haben, wie "Jargon" oder "Demokratisierung", im Übrigen beide Akteurskategorien der späten 1960er und der 1970er Jahre.<sup>10</sup>

Im Folgenden soll der Versuch einer alternativen Geschichte unternommen werden, die im Destandardisierungsnarrativ teilweise angelegt ist. Dabei werde ich das Konzept der Unordnung weiter als Inspirationsquelle nutzen, um Formen und Wandel der verbalen Interaktion in der Studentenbewegung zu beschreiben. Das folgende Kapitel ist der Frage gewidmet, wie gesellschaftliche Ordnung kommunikativ in Frage gestellt werden kann, im Anschluss soll gezeigt werden, wie sich aus diesen Verhaltensstrategien ein Stil gebildet hat, der prägend für ein ganzes Milieu wurde.

### 3. Störung der rituellen Ordnung in institutionalisierten Kontexten

#### 3.1. Die Entdeckung des Performativen

Die soziale Wirklichkeit ist nicht objektiv gegeben, sie ist vielmehr das Produkt gesellschaftlicher Interaktion, die sich durch Repetition und Habitualisierung zu Institutionen verdichtet hat. Indem institutionalisiertes Handeln die Individuen zu typisierten Akteuren macht, verleiht es ihnen eine soziale Identität und weist ihnen so einen Platz in der Gesellschaft zu. Soziale Wirklichkeit wird in jedem Augenblick im Handeln der Akteure neu geschaffen. Jede Handlung, die den institutionalisierten Mustern folgt, affirmiert die gegebene Ordnung, jede Abweichung dieser Muster ist eine Veränderung der sozialen Wirklichkeit. Jede Abweichung von den Mustern kann mit gesellschaftlichen Sanktionen belegt sein. Trotz ihrer sozialen Konstruktivität wird die Wirklichkeit der Alltagswelt

<sup>10</sup> Vgl. etwa das Protokoll 'Demokratisierung – Colloquium über einen umstrittenen Begriff. 1971.' In: Aus Politik und Zeitgeschichte B, Heft 18, S. 3-30.

doch als objektive Realität erlebt. "Sie ist einfach *da* – als selbstverständliche, zwingende Faktizität." (Berger / Luckmann 1977, 26) Auch wenn jede institutionalisierte Handlung die Wirklichkeit der Alltagswelt affirmiert und ihre unhinterfragte Faktizität bestätigt, so gibt es doch einen Modus des Handelns, dem dabei eine besondere Bedeutung zukommt: performatives Handeln. Dieser Modus des Handelns ist in den letzten Jahren in den Fokus kulturwissenschaftlicher Theoriebildung gerückt. Damit einher geht ein Perspektivenwechsel, der schon früh als "performative turn" (Fischer-Lichte / Koelsch 1998, 11) bezeichnet wurde: Neben die Metapher von der Kultur als Text, die Kultur als komplexes Bedeutungsgewebe modelliert, ist die Konzeptualisierung kultureller Phänomene mittels des Bühnenmodells getreten. (Harth 2004)

Die Erklärungsmetapher 'Kultur als Text' setzt voraus, daß Kultur insgesamt ebenso wie einzelne kulturelle Phänomene als strukturierter Zusammenhang von Einzelementen aufgefaßt werden, denen bestimmte Bedeutungen zugeschrieben werden können. Wird dagegen Performance als modellhaft für Kultur betrachtet, so verlagert sich das Interesse auf die Tätigkeit des Produzierens, Herstellens, Machens und auf die Handlungen, Austauschprozesse, Veränderungen und Dynamiken, die sowohl die jeweiligen Akteure und deren Materialien als auch die jeweiligen kulturellen Ereignisse überhaupt erst konstituieren. (Fischer-Lichte 2002, 293)

Der kulturwissenschaftliche Begriff der *Performanz* verdankt sich der produktiven Verschmelzung des Performanz-Konzeptes der Sprechakttheorie und des Performance-Konzeptes der Theater- und Ritualwissenschaften.<sup>11</sup> Dies zeigt sich an den Merkmalen performativer Handlungen: sie müssen körperlich vollzogen werden, es gibt keine semiotischen oder medialen Ersatzhandlungen (Korporalität), sie werden von den Akteuren im Bewusstsein vollzogen, beim Vollzug beobachtet zu werden (Rezeptivität), sie zeichnen sich durch einen Überschuss an formaler Gestaltung aus, ihre Form lässt sich nicht allein aus ihrem Zweck erklären (Ästhetizität/Markiertheit), sie sind üblicherweise gesamthaft an einem Muster orientiert, das ihnen wie ein Skript zugrunde liegt (Musterhaftigkeit), sie repräsentieren keine ontologischen Tatsachen oder Differenzen, sondern stellen wie Austins performative Sprechakte im Vollzug her, was sie repräsentieren (Selbstreferenzialität), sie bestätigen oder setzen – wie Austins explizit performative Sprechakte – neue Bedingungen, unter denen künftige Handlungen als adäquat gelten und haben daher das Potenzial, Identitäten zu stiften oder Situationen zu definieren (Transformativität). Da Performanz ein Modus des Handelns ist, können performative Handlungen von ganz unterschiedlicher Komplexität sein: Die Spanne reicht von reduzierten, ritualisierten Alltagshandlungen wie dem Gruß bis zu komplexen, sequenzierten, ästhetisch elaborierten und alltagstranszendierenden Handlungen wie Zeremonien oder Festen.

<sup>11</sup> Für eine ausführlichere wort- und begriffsgeschichtliche Rekonstruktion vgl. Scharloth 2007c.

Performanz ist ein universelles Phänomen. Überall, wo Menschen zusammenleben, finden sich Inszenierungen, in denen sich das Gemeinwesen über seine Werte und seine soziale Ordnung verständigt. Dennoch hat das Performative eine Geschichte. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird es zum Gegenstand philosophischer, wissenschaftlicher und ästhetischer Reflexion und wird zugleich von größeren Bevölkerungsgruppen als Handlungskategorie entdeckt. Die Entdeckung des Performativen nimmt ihren Ausgang von der Prägung eines Wortes, das eine vorher unbeachtete Dimension des Sprechens bezeichnet. 1955 prägte John Langshaw Austin in seinen William James Lectures an der Harvard Universität den Begriff der *performative utterance*. Bei *performative utterances* handle es sich um Äußerungen, mit denen man keine Sachverhalte beschreibe, sondern eine Handlung vollziehe. Auch wenn Austin selbst das Konzept der *performative utterance* im Verlauf der Vorlesung wieder aufgibt, sind Wort und Grundgedanke doch zu festen Bezugspunkten der Geistes- und Kulturwissenschaften geworden. Symbolische Handlungen sind demnach dazu geeignet, soziale Tatsachen zu schaffen. Werden sie korrekt und vollständig vollzogen, so setzen sie Bedingungen, unter denen künftige Handlungen als adäquat gelten.

Parallel zur Entwicklung der Sprechakttheorie setzte in den Künsten eine Hinwendung zum Performativen ein (vgl. Fischer-Lichte 2004, 24ff.). In Fluxus und Performancekunst treten komplexe Inszenierungen an die Stelle der Produktion von Artefakten, in Happenings werden offene und spontane Aktionen, in denen die Rolle von Künstler und Rezipient aufgehoben sind, zur Herstellung neuer Wirklichkeitserfahrungen eingesetzt. Auch die Wissenschaften partizipieren an dieser performativen Wende. In der Soziologie wird die Störung performativer Praktiken zur Methode erhoben. Harold Garfinkel (1967, 1973, 1981) setzt seine Krisenexperimente dazu ein, alltagsweltliche Methoden der Wirklichkeitsaneignung erfahrbar zu machen. Victor Turner (1989) entwirft eine performative Ethnologie, die im Nachspielen fremder Rituale den Schlüssel zu ihrem Verstehen sucht. Auch die Protestbewegungen der Nachkriegszeit bedienen sich performativer Praktiken zur Selbstaufklärung und Mobilisierung, zur Herstellung von Öffentlichkeit, zur Hinterfragung von Autoritäten und zur Kritik der symbolischen Ordnung. Für ihre Akteure ist Performanz eine bewusste Handlungskategorie und sie operieren mit dem erhofften transformatorischen Potenzial ihrer Inszenierungen. Wenn soziale Ordnung nämlich in institutionalisiertem Handeln, in *cultural performances* hergestellt wird, dann sind Kritik und Störung dieser Aufführungen, etwa durch Inszenierungen von Unordnung, ein probates Mittel der Veränderung eben dieser Ordnung. Die Ritualkritik und die Entstehung neuer Ritualisierungen sind also nicht *Begleiterscheinungen* von Umbruchssituationen. Vielmehr *sind* die Kritik der performativ hergestellten Ordnung, die Störungen des Ablaufs ritualisierter Handlungen und die Herausbildung neuer performativer Praktiken ein lebensweltlicher Umbruch für die beteiligten Akteure, der sich nach dem